



Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Köslin und — Hugo Grotius.

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweicht...“ Im Zeichen und im erweiterten Sinn dieses Goethewortes hat auch Köslin mehrfach sich bemüht, aus seiner an geschichtlichen Denkwürdigkeiten nicht gerade überreichen Vergangenheit einige Erinnerungen zusammenzutragen, um damit seine eigenen Verdienste und die „barbarischen Gestade Hinterpommerns“ im Ganzen etwas zu beleben. Solchen Bestrebungen, an denen sich seiner Zeit auch der Unterzeichnete beteiligte, verdankte in früheren Jahren etwa die Zusammenstellung „Aus der Pasantenliste des Gollen“ im Kösliner Verkehrs- und Verlags C. O. Hendes ihr Entstehen. Auch, was dann weiter daraus wurde im Führer durch Köslin Druck und Verlag R. J. Köslin und im Wegweiser und Heimatbuch Köslin 1925 im Abschnitt „Besuch berühmter und fürstlicher Persönlichkeiten“.

Diese zuletzt genannte Uebersicht, die auf ihre Vollständigkeit hin aber erst mit den Vorhergenannten verglichen werden muß, weist an Erinnerungen an die Verührung bekannter Persönlichkeiten mit Köslin für das 19. Jahrhundert elf, aus dem 18. fünf Angaben auf, aus den drei vorangegangenen Jahrhunderten nur je eine. Es sei gestattet für das in Köslin also schon erinnerungsarme 17. Jahrhundert diese Liste noch um einen Namen zu vermehren. Und zwar handelt es sich dabei um den berühmten Gelehrten, Staatsmann und Begründer des modernen Völkerrechts Hugo Grotius (1583—1645). Ueber die Einzelheiten seiner Lebensumstände, seine Bedeutung im Rahmen der Geistesgeschichte seiner Zeit, mögen Leser, die ihn nicht kennen und denen daran liegt, sich in einem Nachschlagewerk selbst unterrichten. An dieser Stelle breitere Ausführungen darüber zu machen, führte zu weit, denn die Verührung Grotius' mit Köslin hängt damit nicht zusammen. Auch sind vor wenigen Jahren aus Anlaß des 300jährigen Jubiläums seiner grundlegenden Veröffentlichungen über das Völkerrecht genug Erinnerungen an Hugo Grotius durch die Tagespresse gegangen. Was aber dabei nicht erwähnt wurde und drücklich in Pommern bisher wohl überhaupt nicht zum Bewußtsein gekommen ist, waren die Verührungen, die er auch mit Pommern gehabt hat.

Für ihn keine erfreulichen! Es war die letzte Reise seines Lebens, sozusagen seine Todesreise, die Grotius, nicht eigentlich nach seinem Willen, durch den größten Teil Pommerns und auch durch Köslin führte. Ein geborener Holländer war er zehn Jahre lang gegen Ende seines Lebens Gesandter der schwedischen Krone in Paris gewesen. Schweden war damals eine der bedeutendsten politischen Mächte der Zeit. Schon der bekannte König Gustav Adolf, der eine hohe Verehrung für Grotius als Gelehrten hegte, hatte gesucht, ihn in seine Dienste zu berufen. Gustav Adolf war darüber hingestorben. Der schwedische Kanzler Oxenstierna hatte später diese Verhandlungen zum Abschluß geführt. Nach zehnjähriger Tätigkeit in seinem Gesandtenamt in Paris hatte Grotius dann seine Abberufung erbeten. Und im Jahre 1645 begab er sich über Holland und Deutschland zu einem Besuch nach Stockholm an den Hof der Königin Christine. Diese wollte ihn in ehrenvoller Stellung in Schweden behalten, aber Grotius bestand auf seinem Entlassungswunsch. Und so trat er dann

von Stockholm aus zu Schiff in der Richtung Lübeck seine Rückreise an.

Diese Rückreise war es, die wider seinen Willen ihn nach Pommern führte. Kurz nach seiner Abfahrt aus Stockholm geriet sein Schiff in einen beträchtlichen Sturm. Drei Tage lang wurde das Fahrzeug von den Wellen hin und her geworfen. Schließlich erlitt Grotius Schiffbruch und erreichte am 17. August 14 Meilen von Danzig die pommerische Küste. Von hier aus mußte er nun in einem offenen Wagen, auch ein Beitrag zu den Kulturzuständen im östlichen Pommern am Ende des dreißigjährigen Krieges, bei Regen und Wind Lübeck zu erreichen suchen. Er kam nur 60 Meilen weit bis nach Rostock. Hier starb er, geschwächt durch sein Alter, den Schiffbruch und die Strapazen der Reise in der Nacht vom 28. bis 29. August 1645 kurz nach Mitternacht, am zweiten Tag nach seiner Ankunft.

Zu den Einzelheiten dieses Berichts, die die neueren Werke über Grotius nicht alle wiedergeben, vergleiche man M. de Burigny, Vie de Grotius, Paris 1752 Bd. II S. 99 f.

Da die einzige Verbindung zu Lande von einem Punkt an der pommerischen Küste 14 Meilen von Danzig, also etwa in der Gegend von Scholpin (?) am Labasee wie noch heute unfehlbar über Köslin

führte, hat also Grotius in jenen Augusttagen, scheinbar handelte es sich 1645 wie 1927 um einen verregneten August, Köslin mindestens passiert, wenn nicht hier übernachtet. Grotius Weg führte ihn vom Gollen kommend, dann zum mindesten durch das Mühlentor über den Marktplatz und aus dem Neuen Tor wieder hinaus aus der Stadt.

Mögen solche Erinnerungen vielen höchst nebensächlich erscheinen, anderen ist es nicht einfach gleichgültig, auf solche Art noch einen Blick in eine sonst verschwundene Vergangenheit zu tun. Ihnen ist es auch drücklich nicht uninteressant, waren damals die Verhältnisse auch andere wie heute, auf den Kösliner Wegen sich auch einmal Hugo Grotius vorzustellen, in einen Reisemantel gehüllt, auf einem offenen pommerischen Fuhrwerk sitzend, etwa hinter dem heutigen Pädagogium Neufse aus dem Gollen hinausfahrend. Damals reichte ja wohl die weniger geschlossene bewachsene derartig bewaldete Fläche noch etwas näher an Köslin heran. Jedenfalls sah Köslin damals wie heute solche Gäste nicht alle Tage. So habe diese Erinnerung in diesen Blättern einen Platz.

In der Geschichte der Seefahrt an der ostpommerischen Küste stellt Hugo Grotius wohl die hervorragendste Privatperson dar, die hier je Schiffbruch erlitt.

Gollens.

Gründungsagen pommerischer Städte.

In der wertvollen Zusammenstellung von Gründungsagen pommerischer Städte, die Haas anfang vorigen Jahres hier gegeben, vermiffen wir die Sagen von der Gründung Neustettins. Sie lauten wie folgt:

1.

Die heilige Justine.

Vor vielen hundert Jahren, als die Menschen hier noch in Höhlen und elenden Hütten wohnten, da lebte im Walde, der noch nicht Klosterwald hieß, eine weiße Frau mit Namen Justine. Sie war, was wir heute eine Hege nennen, aber sie war gut und fromm. Die Leute glaubten, was sie wahr sagte, und taten, was sie wollte. Es war damals eine böse Zeit. Was man an Kindern zu viel hatte warf man den Wälfen vor. Justine aber sagte den Leuten, das wär unrecht, sie dürften es nicht tun, und gewöhnte sie an bessere Sitten. Sie schlichtete auch, wenn sie zankten. Damals kamen die Mönche hier her in das Land und lehrten das Christentum. Vom Kloster Marienthron aus wanderten die Mönche von Gehöft zu Gehöft und predigten dasselbe, was Justine sagte. Justine hielt gute Freundschaft mit den Mönchen von Marienthron.

Zu dieser Zeit war Neustettin nur eine Sumpfstelle. Aber auf dem Rihig-Berg (der heute Kirchhofsborg heißt) war schon eine Siedelung. Dort verkehrten auch die Mönche und Justine.

Zu dieser Zeit hatten sich zwei Fischer am westlichen Streichig-See angesiedelt (der damals noch nicht Streichig-See hieß). Sie wohnten nicht dort, wo heute das Dorf Streichig steht, sondern am Mofsin-Fließ; da ist noch der Berg zu sehen, auf dem ihre

Gehöfte standen, dicht am See. Die beiden Fischer zankten sich über ihre Hoflage — „se tritt sich“ — daher heißt der Ort Streichig. Justine aber schlichtete den Streit; sie wahr sagte ihnen, daß sie zu den Mönchen nach Marienthron gehen und dort sich friedlich über ihre Hoflage vertragen sollten, was denn auch geschah. Justine war in der Gegend weit und breit geliebt und hochgeehrt. Auch die Mönche von Marienthron wollten ihr ein gutes Gedächtnis machen. Deshalb hieß ihr zu Ehren die neue Stadt am Streichig-See: St-Justine, was man später Rigestin oder Riegen-Stettin nannte, und heute Neustettin.

2.

Datschablin.

Die Stadt Neustettin soll ursprünglich nicht da gestanden haben, wo sie heute steht, sondern am andern Ufer des Streichig-Sees auf den Bergen am Mofsin-Fließ, die heute noch „die Stadtfälle“ heißen oder auch Glocenberge genannt werden. Auf den Glocenbergen wohnten einmal zwei Brüder, die gerieten bei der Gründung der Stadt in Streit. Sie einigten sich dann: daß der eine sich auf dem nördlichen Berge ansiedelte, und der andere auf dem südlichen, nach dem Klosterwald zu. Diese Siedelung hieß Streichig — was so viel bedeutet wie streitet sich — zur Erinnerung an den Streit der Brüder. Das Dorf Streichig ist dann später von dem südlichen Glocenberg dahin verlegt worden, wo es heute liegt. Bei der Einigung aber sprachen die Brüder diese Worte: Dat scha min und: Dat scha din. Daher hieß dann die Stadt, die hier erbaut wurde: Stadt Stettin. Sie ist später erst von dieser Stadtfälle dahin verlegt worden, wo sie heute liegt.

Burg Stetna.

Eine historische Sage behauptet: Neustettin sei als Burg Stetna auf einer Insel im westlichen Streitzig-See gegründet worden. Denn damals sei der See größer gewesen und habe die Stadtstätte am Mofinsfließ rings umspült.

4.

Verfuntene Stadt am Streitzig-See.

Auf den Glockenbergen am Streitzig-See hat vor Zeiten eine Stadt gestanden, daher heißt der Ufer dort noch heutigen Tages die Stadtstätte. Die Stadt ist dann mitsamt der Kirche im See versunken, und manchmal sind noch die Glocken zu hören. In Streitzig lebte vor 50 Jahren ein alter Mann, der hörte die Glocken läuten, wie er mal am See lang ging. Das Läuten war dicht am Ufer zu hören, und als er hinsah, da stiegen zwei Glocken aus dem Wasser. Er griff zu, nach der größeren; und das war nicht richtig. Denn nun sang diese:

Anne Susanne Margret,

Ma immer deep,

In Sand rin . . .

und da versanken beide Glocken wieder. Hätte er nach der kleineren gegriffen, dann hätten sich beide Glocken festhalten lassen, und die Stadt wär erlöst worden, wäre wieder aus der Erde heraus gestiegen. Es hieß damals: in 50 oder 100 Jahren werden die Glocken wieder ans Land kommen und werden wieder läuten. Alte Leute sagen: Wer in dem Bruch bei den Glockenbergen nachgräbt, der kann dort mancherlei finden.

Auch Ragebuhr und Bärwalde können sich einer Gründungsage rühmen, die nach dem Lautbild ihres Namens gedichtet ist.

Bärwalde soll in einem großen Walde, in dem sich ehemals viele Bären aufhielten, erbaut worden und daher Namen und Wappen erhalten haben. Eine andere Sage berichtet, daß ein Berrnd von Wolde, der die Bären ausgerottet und das Land urbar gemacht, seinen Namen an das Städtchen abgegeben.

Ragebuhr soll anfänglich keine Stadt gewesen sein. Aber die Bauern hatten schon einen Rat wie ihn die Städte haben. Deshalb nannten sie sich Ratsbauern, und heißt die Stadt daher Ratsbur. . .

Wiedergabe der Sagen hier nach meinem „Sagen-Franz von Neustettin“ (1926). Sage 2 hat Lämpel schon 1906 mitgeteilt in: Gründung von Schloß und Stadt Neustettin i. J. 1310 (S. 62—72). Bis zum Erscheinen dieser Schrift wurde das Gründungsjahr der Stadt schwankend zwischen 1268 und 1372 angegeben, und vielfach die Ueberlieferung als histo-

rische Vermutung oder gar Tatsache ausgesprochen, daß ursprünglich Neustettin am westlichen Ende des Streitzig-See gelegen, von wo die Stadt an ihre heutige Stelle am nordöstlichen Ende des Sees verlegt worden. Lämpel hat dann durch scharfsinnige Untersuchung festgestellt, daß 1310 das Gründungsjahr der Stadt ist, und darauf hingewiesen, wie eigenartig die Geschichtsforschung sich durch eine Volks-

sage irritieren ließ, wenn sie Neustettin an anderer Stelle oder in anderer Gestalt gegründet meinte, als wie sie in späterer Zeit sich darstellte. Lämpel hat aus der ihm bekannten Sage 2 schon auf die damals noch literarisch unbekanntere Sage von der versunkenen Stadt geschlossen, die ich dann später — ebenso wie die Sage 1 — nach Volksmund aufzeichnete. Dr. S. Rogge-Neustettin.

Niederdeutsche Volkskunst.

„Heimat und Gegenwart sind die beiden Pole aller kulturellen Arbeit.“ Mit diesen Worten leitet der Reichskunstwart Redtslob den ersten Band einer Bilderreihe „Deutsche Volkskunst“ ein, in welcher die Volkskunst jeder deutschen Stammesart in einem eigenen Bande dargestellt werden soll. Heimat und Gegenwart werden von dem entwurzelten Strömensmenschen der Gegenwart vielfach als unvereinbare Gegensätze aufgefaßt, indem er in der Heimat das Hemmende, Rückwärtschauende sieht, während andererseits der tief in der Heimat wurzelnde Landmensch in den um einen neuen Aufbau bemühten Kräften der Gegenwart oft nur ein sinnloses, dem Wandel der Zeit unterworfenes Schaffen, das keine Zukunft hat, erblickt. Es ist eine Aufgabe, der Arbeit der Besten wert, diese Gegensätze auszugleichen und der Gegenwart zu zeigen, daß in der Heimat und ihrer Vergangenheit unendlich wertvolle Kräfte wirken, die bei einem ernsthaften Wiederaufbau nicht ungenutzt beiseite gelassen werden dürfen. Gerade in dem Besten und Ursprünglichsten unserer Heimat und unseres Volkstums sind die starken Wurzeln unserer Kraft zu finden zu einer Erneuerung unserer hier und dort morsch gewordenen Kultur und unseres erschütterten Staates. Die lang vernachlässigten Werte unseres eigenen Volkstums gilt es zu sammeln und zu erforschen, nicht um im Vergangenen zu verhärten, sondern um uns tiefer und reicher darin zu erkennen und froher und gewisser in die Zukunft hinein zu bauen.“

Eine solche Sammlung hat einerseits sich zu erstrecken auf das geistige Leben des Volkes, das sich äußert in Mundart, Sage, Märchen, Volkslied, Sprichwort, Aberglauben, andererseits auf die Sachgüterkultur, wie die Siedlungsweise und Bauformen, die Gestaltung der Innenräume, die Möbel und den sonstigen Hausrat, das Arbeitegerät, die Keramik, die Glas-, Metall- und Lederarbeiten, die Trachten, Stoffe und Schmuckgegenstände sowie die kirchliche Kunst. Auf allen diesen Gebieten hat eine jede Landschaft nach den Stammesverschiedenheiten der

Bewohner sich besonders entwickelt und gewisse Gebiete gepflegt und zur Blüte gebracht. Es gilt dabei, das herauszustellen, was an bleibenden Werten volkstümlichen Gehalts auf jeden Gebiete geschaffen worden ist, um es als Vorbild hinüber zu retten in die Zukunft.

Während die einzelnen Zweige der geistigen Kultur wie Sage, Märchen, Volkslied usw. schon lange ihre Sammlung und wissenschaftliche Bearbeitung gefunden haben, ist die Sachgüterkultur bisher recht stiefmütterlich behandelt worden. Es ist deshalb zu begrüßen, daß eine Reihe von Fachleuten sich jetzt zusammengetan hat, auch dieses Gebiet wissenschaftlich zu bearbeiten und das Ergebnis weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Als erster Band der großangelegten Sammlung liegt der auch unsere engere besonders interessierende Teil „Deutsche Volkskunst Band I Niederdeutsch“ (Delphin-Verlag München, Preis Rm. 7,50) von Dr. Wilhelm Pechler, dem Direktor des Vaterländischen Museums in Hannover vor. Jede Zeile dieses Wertes zeigt uns, daß es von einem tiefen Kenner des niederdeutschen Volkstums und seiner Volkskunst geschrieben ist. In neun Abschnitten — über die Bauweise, die Innenräume und ihre Ausstattung, den Hausrat, die heimatische Töpferei und Flechtarbeiten, über Stoffe, Tracht und Schmuck, über Dorfkirchen und Dorffriedhöfe — wird der umfangreiche Stoff übersichtlich gegliedert und erschöpfend dargestellt. Eine treffliche Bildersammlung auf 80 Tafeln begleitet die Ausführungen. Das wohlfeile Werk wird nicht nur dem Volkstumdarsteller, Kulturhistoriker und Kunstfreund willkommen sein, sondern wird besonders auch dem Gewerbetreibenden (Tischler, Schmied, Baumeister, Weber, Maler, Goldschmied), wertvolle Anregungen für seinen Betrieb geben. Unentbehrlich aber wird es jedem ernstlich mehr als eine Totenkammer und Paritätentabernakel machen will. Dr. Schulz.

Hero und Leander in der pommerschen Volksüberlieferung.

Von Prof. Dr. A. Haas.

Das Sagenmotiv von den zwei Königskindern, die einander liebten und zuletzt das Opfer ihrer Liebe wurden, ist uralte. Aus dem Altertum ist uns die Sage bekannt durch die von Ovid besungene Liebestragödie von Hero und Leander. Hero, eine Priesterin der Aphrodite in Sestos, wurde geliebt von einem Jüngling in der gegenüberliegenden Stadt Abydos. Um zu seiner Geliebten zu gelangen, durchschwamm Leander allnächtlich den Hellespont, geleitet von dem Lichte des Leuchtturms in Sestos. Als aber die Deuchte eines Nachts infolge des Sturmes erlosch, fand Leander seinen Tod in den Wellen, und als sein Beichnam am nächsten Morgen bei Sestos ans Ufer trieb, stürzte sich Hero voller Verzweiflung ins Meer und fand so den gleichen Tod wie ihr Geliebter.

In Pommern findet sich dieses Sagenmotiv an drei verschiedenen Orten wieder; dabei ist selbstverständlich nicht etwa an eine Uebertragung der antiken Sage auf pommerschen Boden zu denken.

Einmal findet sich die Sage im Kreise Greifenberg unweit der Meeresküste lokalisiert; sie lautet nach Joh. Kummerow: Vergilbte Blätter, vierte Auflage Stettin 1924 S. 74 folgendermaßen:

Der Name des kleinen Verbindungsfließchens

zwischen dem Eiersberger See und dem Meere heißt im 12. Jahrhundert „Niflose“, jetzt „Lieberlose“. Das Wort soll aus dem Slawischen stammen und „Vindenbruch“ bedeuten; die Sage aber weiß eine gemütvollere, romantische Geschichte zur Erklärung des Namens zu berichten.

Einst stand am Ufer des Eiersberger Sees (der früher auch Niflose hieß) eine alte Ritterburg. Darin wohnte ein Edelsträulchen, das nicht nur reich und schön, sondern auch sehr hochmütig war. Viele junge Edelleute bewarben sich um ihre Hand, aber keiner fand Gnade vor ihren Augen. Er wollte nur dem Ritter ihre Liebe schenken, der es wagen würde, von einem Ufer des 1100 Morgen großen Sees zum andern Ufer hinüberzuschwimmen. Eine große Anzahl junger Ritter unternahm das Wagnis und fand dabei den Tod in dem scheinbar so ungefährlichen Wasser. Aber unter der Oberfläche des Wassers wächst eine ungeheure Menge von Schlingpflanzen, die die kühnen Schwimmer erstickten, so daß sie elend sterben mußten. Aber einem wagemütigen Jüngling gelang es zuletzt doch, das Probestück zu bestehen. Trotzdem wurde er abgewiesen. Das Fräulein wurde deswegen die „Lieberlose“ genannt, und zum Andenken daran heißt auch die Verbindung zwischen dem Eiersberger See und der Ostsee „die Lieberlose“ bis auf den heutigen Tag.

Sodann finden wir die Sage auf der Grenze zwischen dem Stolper und dem Lauenburgischen Kreise lokalisiert; es ist die Sage „von den Lieben-

den am Lebamoor“ bei D. Knoop: Volksagen aus Sinterpommern Nr. 73: Auf der Stolper Seite des Lebamoors wohnt ein Jüngling, der seine Geliebte drüben im Lauenburgischen hatte. Jeden Abend wanderte er durch das schwer zugängliche Moor zu ihr hinüber, und dabei diente ihm eine Lampe vor dem Fenster der Geliebten als Wegweiser. Eines Abends aber erlosch die Lampe, und nun fand der Jüngling seinen Tod in den Untiefen des Meeres. Es soll auch, wie Knoop hinzufügt, eine Ballade darüber gegeben haben, doch war näheres nicht zu erfahren.

Die dritte Stelle, an der sich die Hero- und Leandersage wiederfindet, ist der im Kreise Pabitz, etwa mittwegs zwischen Pabitz und Neustettin gelegene Birchowsee oder Birchowsee. An dem Westufer dieses Sees liegt die Ortschaft Wurchow, unweit des südlichen Ufers Sassenburg und nördlich vom See in etwas größerer Entfernung Grumendorf. An der Ostseite des Sees liegt ein hoher, aus vorgeschichtlicher Zeit stammender Burgwall, der jetzt mit Eichen und Buchen bewachsen ist, der sogenannte Wurberg (so Brüggemann II 545. Balt. Stud. 12, 1 S. 89 und vermutungsweise Monatsbl. VII 109) oder Wurberg (so die Generalstabskarte) oder Wurtsberg (so Neue Pom. Provl. II 299) oder Wurberg (so Knoop Nr. 248) oder der Große Wurhberg (Neustett. Heimatkalender 1927 S. 169 mit Abbildung von S. Bloß). Denselben Namen führt die alte Dobotritenfeste in Mecklenburg „Wurle“, „Werle“, „Werlo“; und im pommerschen Blumsee

Aus der Kirchengeschichte von Jamund.

1749—1771.

Von Karl Hilliger.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Das 1760ste Jahr ist uns ein recht schreckliches und trübseliges Jahr gewesen. Nach vielen Streifereien ward ich den 5. April, als am heiligen Abende vor Ostern, auf meiner Studierstube von sechs grausamen Kosaken überfallen und unter vielen Mißhandlungen rein ausgeplündert. Hierauf schickte ich meine Frau und Kinder einige Wochen nach Köslin und blieb unter täglicher Angst und Gefahr bei meiner Gemeinde. Am dem schrecklichen 29. Mai, da die Vorstädte von Köslin unter einer heftigen Kanonade und blutigem Scharmügel eingekesselt wurden, hatte ich die Meinigen wieder bei mir. Wir mußten abir, da die Plünderung hier in Jamund auch schon anging und für uns kein besser Schicksal zu vermuten war, als was Köslin erfuhr, nur alles verlassen und das Weite suchen. Es war spät abends, als wir flüchteten, und diese Nacht verbrachten wir uns, groß und klein, im Roggen. Am Morgen aber machten wir uns an den See ins Hege (Gehölz), woselbst wir bis auf den Sonnabend aushielten und ich den einzigen Trost hatte, daß meine ganze Gemeinde hier bei mir war. So jammervoll dieser Aufenthalt auch war, so ward er uns dennoch nicht einmal mit Frieden gelassen, sondern die Kosaken suchten uns hier auch auf, plünderten die Habseligkeiten, so wir dahin geschleppt, und jagten uns im Felde herum; doch entliefen wir Gott Lob! für unsere Personen ihren Händen und bei spätem Abend in unsere Hütten, wo Angst und Furcht und Mangel unser warteten.

Es ist aber hierbei nicht zu vergessen, daß je größer immer die Gefahr wurde, desto mehr häuften sich die Spuren göttlicher Erbarmung in schnellen und öfters wunderbaren Errettungen. Ich will nur dies Wenige zum Preise Gottes berühren. Als wir am Abend des 29. Mai flüchteten, waren, wie gesagt, Kosaken und Husaren im besten Plündern und hatten schon drei Leute auf die grausamste Art gemißhandelt. Zwei von ihnen jagen auf der Straße einigen Labuser Bauern nach, die nach Hause eilen wollen. Diese laufen zwischen die Weiden, und als der Kosak ihnen mit dem Pferde nicht folgen kann, so schießt er nach ihnen, und diesen Schuß hielten die andern für ein Signal, sich zu retirieren; darauf sie alle, als wenn sie gepöbelt wären,

nach der Stadt eilen. Sonst würde Jamund gewiß nicht stehen geblieben sein.

So jammervoll sahen damals unsere Tage aus, und so jammervoll blieben sie den ganzen Sommer über, zumalen gegen den Herbst bei der zweiten Belagerung von Kolberg hieselbst wieder der Schauplatz des Krieges aufgeschlagen wurde.

In diesem nie zu vergessenden 1760. Jahre bekam ich abermals eine gewiß unerwartete Gelegenheit, mein Amt zu verändern; denn ich ward nach Kolberg zu einer Gastpredigt eingeladen, die ich auch am 7. Sonntag n. Tr. über die ordentliche Epistel ablegte, an welchem Sonntag ich einst 1748 meine Probepredigt zu Jamund gehalten. Hierauf offerierte man mir unterm 20. August die Vokation zur Besperpredigerstelle. Die Beschaffenheit dieser Zeitläufte aber und das Verlangen meiner Gemeinde, sie in diesen Trübsalen nicht zu verlassen, bewogen mich, es zu verbitten; doch muß ich sagen, daß mir dieser Vorfall die meiste Unruhe meines Gemüths gemacht, ehe ich des göttlichen Willens gewiß werden konnte.

Gott sei gelobt, der alles zum Besten einzulenten gewußt hat! —

Das 1761. Jahr ist uns nicht weniger traurig, ja in gewisser Absicht noch trauriger als das vorige gewesen, indem jetzt die Last des Krieges von weit ausgebreiteterem Umfange war. Schon gegen Ende des vorigen Jahres bekamen wir fünf Eskadrons russischer Husaren zur Einquartierung. Zu Anfang des jetzigen folgte feindliche Infanterie. Als hierauf am 14. Februar das Tottlebensche Korps durch den General Werner aus hiesigen Gegenden vertrieben wurde, so hatten wir wieder 11 Wochen lang preussische Husaren zur Einquartierung — alles Umstände, die Schaden, Unruhe und Last aufs Höchste verursachen, wovon ich meinen Teil richtig abkriegte.

Mit dem Mai eröffnete sich eine neue Szene. Die zwischen den Preußen und Russen getroffene Convention ging zu Ende. Der General v. Tottleben rückte mit der Avantgarde wieder heran, und ihm folgte der General Romanzoff. Dieser nahm den 25. Juni sein Lager am Gollenberg, so daß der rechte Flügel oben auf dem Würdelande, der linke aber gegen Roggow stand. Dies dauerte bis zum 5. Juli; da wurde das Lager nach Alten-Belz verückt. Hier blieb es bis zum 9. August, und man sah wieder eine Spur der göttlichen Vorsehung, daß alle Wiesen so viel Gras hat-

ten, als Menschen nicht denken können, dadurch das Furagieren noch sehr vom Getreide abgewendet wurde. Man gab das Gras mit Freuden. Nur die dazu kommandierten Leute waren beschwerliche Gäste. Man kann freilich nicht sagen, daß sie Gewalt gebraucht; aber es war für sie so schlecht gesorgt, daß sie rechten Hunger litten und Brot bei uns öfter tünd bettelten. Man gab, so lange man hatte; die Menge würde uns aber bald mit zum Hunger gebracht haben, wenn nicht andre Anstalt gemacht worden wäre. So aber wurde, wiewohl zu einer neuen Last, eine Bäckerei hieselbst angelegt und zum großen Ruin der Holzungen für vier Regimenter Brot gebacken. Dies dauerte noch ins folgende 1762. Jahr hinein.

Als endlich mit dem 25. August 1761 die dritte schreckliche Belagerung der guten Stadt Kolberg anging, welche erst am 16. Dezember mit der Uebergabe der vom Kommandanten v. Heye überaus wacker verteidigten Festung endigte, so vermehrte sich unser Elend von Tag zu Tag. Jamund ward während dieser Zeit eine Landstraße, auf welcher alle Gefangene und Deserteure hindurch transportiert wurden, und jeder Leutnant wurde mit allen seinen Hundsn und Leuten ein kostbarer Gast des Predigers.

O Gott, du weißt es, wo es hergekommen ist, was man damals zu geben hatte, und es war da, eher und reichlicher da, als jetzt. Ich werde immer so recht in eine dankbare Verwirrung dahin gerissen, wenn ich an diesen Umstand denke. Ich habe oft zehnmal so viele Menschen satt gemacht, als ich jetzt satt machen kann, und doch bin ich nebst den Meinigen immer mit satt geworden, auch da, als im Herbst dieses Jahres das Viehsterben dem Landmann den Garaus drohte, auch da, als eine über alle Bedürfnisse des Lebens sich erstreckende Teuerung uns alle Hoffnung des Auskommens rauben wollte. Die Teuerung, so mit diesem Jahre hereinbrach, rührte teils von dem allgemeinen Viehsterben, teils von der Einsicht in den inneren Wert des seltenen Geldes her, so wir dieser Zeit hatten, und drückte den immer am meisten, dem sein Taler ein Taler blieb, da man doch schon für einen Dukaten mit diesem Gelde zu sieben Taler bezahlten mußte. Kurz, es stand alles in vier- und fünffach höherem Preise, und es ist zu besorgen, daß dieses sich so bald nicht ändern wird.

Bei Erzählung dieser uns begegneten Trübsale

liegen zwei Inseln, die der Große Berl und der Lange Berl heißen. Das zweifellos slawische Wort wird von Kühnel (Weckl. Jahrbücher 46, 157) von altslawisch orilo Adler hergeleitet.

Dem Wurlberg gegenüber, am nordwestlichen Rande des Birchowsees und etwa eine Viertelstunde von Grunsdorf entfernt, liegt ein anderer runder Hügel, der jetzt durch eine flache Landzunge mit dem Lande verbunden ist, ehedem aber eine freiliegende Insel im See bildete; auf den letzteren Zustand konnten sich im Jahre 1845 die älteren Leute noch gut besinnen. Auch Brüggemann erwähnt im 18. Jahrhundert (II S. XLIX 563) den Hügel als eine von unzähligen Reihern bewohnte Insel. Der Gipfel dieses Hügel trägt einen Ball von 780 Schritten im Umkreise und ist ganz mit vorgeschichtlichen Urnenscherben überstreut — ein Beweis, daß er längere Zeit bewohnt gewesen ist. Der Ball hat drei Oeffnungen: im Norden, Westen und Osten.

Das ist die Dertlichkeit, an die der Volksmund die Sage von den beiden Königskindern geknüpft hat. Die Sage liegt in mehreren Fassungen vor. Die älteste Fassung bietet — wenn wir von Krehshmers Darstellung in den Neuen Pom. Proobl. II 298 absehen — Giesebrecht in Balt. Stud. 12, 1 S. 90 f.; sie lautet folgendermaßen:

Auf dem Wurl wohnte vorzeiten eine Prinzessin, auf der Insel gegenüber war das Schloß eines Prinzen; die beiden liebten einander heimlich. Nur eelt von hier nach dort durch den See eine leichte Furt, die aber an verschiedenen Stellen von breiten Tiesen

durchschnitten ist. Auf diesem Wege ritt der Prinz allnächtlich auf seinem weißen Pferde nach dem Wurl hinüber, und die Prinzessin stellte ihre Lampe ins Fenster, die ihm den Weg zeigte, den er nehmen mußte, damit er nach längerem Schwimmen durch das tiefe Wasser wieder festen Grund fand und sein Pferd ausrufen lassen konnte. Aber die Prinzessin hatte eine Stiefmutter, die war den Liebenden feind und hatte ausgekundschaftet, wie die beiden zusammenzukommen pflegten. Als nun in einer Nacht die Lampe wieder im Fenster stand, kam die böse Frau und löschte sie heimlich aus. Darüber verhehlte der Prinz die Rastorte für sein Pferd; das treue Tier ermüdete und sank mit samt seinem Herrn unter. Als am andern Morgen Hof und Mann bei dem Wurlberge tot ans Land trieben, stürzte sich die Prinzessin von der Höhe der Burg in den See hinab und kam darin um. — Seitdem ist stets ein weißer Streifen in dem blauen Wasser sichtbar; der reißt von einer Burg zur anderen: das ist der Weg, den der Prinz genommen hat. (Der Streifen rührt von weißem Kalkmergel her, wie Knoop zu berichten weiß.) Die Stelle friert selten zu, und geschieht es ja einmal, so reißt in das Eis logleich ein breiter Spalt; daran ist im Winter der Weg des Prinzen zu erkennen.

Giesebrecht fügt hinzu: „Die Sage stellt also die beiden Burgwälle als zwei verschiedenen fürstlichen Gebieten angehörig dar.“

Ungefähr dreißig Jahre später brachte der Bericht über die Untersuchungen von Altterilmern

1869—1870 im Neustettiner und Schlochau-Kreise“ (Balt. Stud. 25, 28 ff.) eine zweite Fassung der Sage, die sich auch bei Knoop Nr. 248 findet. Der Burgwall an der Nordwestseite des Birchowsees wird hier „die Wallburg“ oder „das Schwedenlager“ genannt. Die eine halbe Meile von Sassenburg entfernte Wurtburg oder Wurtisburg wird als „Warteberg“ bezeichnet, was kaum zutreffen dürfte. Die Sage selbst hat hier folgenden Wortlaut:

Ein heidnischer Prinz von slawischer Abstammung bewohnte die Wallburg, und eine christliche deutsche Prinzessin wohnte auf der Wurtburg; beide liebten sich. Da aber die böse Stiefmutter der Prinzessin das Verhältnis nicht dulden wollte, so sah sich der Prinz genötigt, wenn er die Prinzessin sprechen wollte, des Nachts durch den See zu reiten, wozu er einen Schimmel benutzte. Der See hat zwischen den Burgen viele flache Stellen, wo das Pferd Grund fassen konnte. Eine Lampe, die die Prinzessin auf der Wurtburg des Abends anzündete, zeigte dem Prinzen den Weg. Die Stiefmutter aber, die Verdacht geschöpft hatte, löschte eines Nachts heimlich die Lampe aus, als der Prinz den Ritt unternommen hatte. Der Leuchte beraubt, verfehlte er die flachen Stellen im See und erkrank mit dem Pferde. Als sein Leichnam und das tote Pferd am andern Morgen von den Wellen an das Ufer geworfen wurden, stürzte sich die Prinzessin in den See und ertrank gleichfalls.

(Fortsetzung folgt.)

bin ich darum so weiltäufig gewesen, weil ich aus Erfahrung weiß, was für ein Trost es ist, wenn man in seinem Kummer sieht, daß es schon mehreren Leuten so gegangen ist und daß Gott ihnen doch hindurch geholfen hat. Ich habe deswegen in diesen Jammer-tagen außer der Bibel nichts lieberes, als die Ge-schichte des dreißigjährigen Krieges gelesen, und vielleicht, ach Gott verhöte es! kommt der Tag wie-der, da man die Geschichte dieser Rußenzelt auch nicht ohne Nutzen liest.

Es mag mir aber erlaubt sein, auch wieder ein paar Worte von mir selbst zu sagen. Ich habe frü-her erzählt, daß ich einen Vorschlag nach Kolberg gehabt und die Volation verboten. Denn ohngeachtet erhielt ich mitten in dieser Belagerung, als die Va-gage des gefangenen Generals v. Knoblauch aus Kolberg geholt wurde, mit derselben eine kurz vor der Belagerung, nämlich vom 18. August datierte Volation an die St. Michaelis- und Ge-organische in Kolberg.

Gott weiß, wie mir zu Mute wurde, als ich aufs neue in diese, schon einmal überstandene Unruhe ver-etzt wurde. Ich mußte inzwischen das Schicksal die-ser guten Stadt erst abwarten, ehe ich mich zu irgend etwas entschließen konnte. Ich reiste im Januar 1762 dahin und fand, daß meine mir zugebachte Ge-meinde auf den Vorstädten zerstreut, ihre Hütten zer-ört und beide Kirchen ruiniert waren. Auch be-sprach ich mich mit den Vornehmsten des Rats und der Stadt, und man gab mir selbst zu verstehen, daß man mir es jetzt, sonderlich bei meiner starken Familie, nicht zumuten könnte, mich an einen Ort zu begeben, wo niemand imstande sei, mir das zu halten, was in der Volation versprochen worden. Ich sandte also meine Volation in Gottes Namen wieder zurück und danke meinem Gott, daß ich in der Stille bei meiner Herde die Sache meines Erzherren suchen und treiben kann.

Es ist wahr, meine Gemeinde hatte gegen mich in diesen Trauertagen nicht die Treue be-wiesen, die ich bei der größten Gefahr gegen sie hatte bilden lassen. Ich will nicht gedenken, daß vier Mann mich hätten retten können, als ich am 5. April 1760 geplündert wurde, da alle Bauern standen und zusahen, sich aber nicht getrauten, ins Haus zu kom-men. Dies war Dummheit und Blödigkeit. Allein jetzt glaubte ein jeder, der Prediger trüge nichts von der allgemeinen Last, und jedermann hielt sich be-rechtigt, ihm die seinige auf den Hals zu schieben. Ich hätte also wohl in die Verführung geraten kön-nen, diesen Ort zu verlassen, da ein Prediger in der Stadt doch wenigstens für seine Person so vieler Ge-fahr und Mißhandlung nicht ausgelegt ist, als auf dem Lande; ich blieb aber dabei in meiner Fassung, ich sah und hörte.

Der Bauer war aller Orten ein Bauer, und was er dieses Ortes mehr oder schlimmer war, das war nur ein Betrieb und Verhezung des gott-losen und verrufenen Weibes, der Barbara Bulgrins, deren Familie hier seit langem an-fällig gewesen. So lange ordentliche Obrigkeit und Justiz im Lande herrschte, war ihr Zaum und Gebiß ins Maul gelegt, jetzt aber war sie nicht anders als ein Kettenhund, den Satanus losgelas-sen hatte. Alles was Arglist und Frevelsucht er-finden kann, suchte sie hervor, um diesen Zeitpunkt in acht zu nehmen und sich durch den Feind an den zu rächen, welchen sie nicht gut war. Dies waren aber alle Menschen; sonderlich hatte sie mich, den Schulzen und den Ritters zum rechten Augen-merk ihrer Rache gemacht. Sie lag alle Tage im Lager, trieb die Lieferungen und Kontributionen bei, und das Dorf war so verblendet, daß es ihr ganze Fuder von Lebensmitteln zusammenbrachte. Sie sagte ihm vor, daß sie dadurch ihm Nachlaß der Forderungen verschaffen wolle; selbst aber steigerte sie die Forderungen und brauchte die Viktualien, sich einen Anhang unter den feindlichen Beamten zu machen und ihre Rabalen desto besser durchzuführen.

Ach, aber ein treuer Gott! Er war der Seltenen Schutz. Ihr Rennen, Laufen, Lügen, Bestechen, Hasen und Töben half weiter nichts, als daß man ihr, sobald sie nichts mehr zu bringen vermochte, den Weg nach Hause wies. Am Ende waren wir besser daran als sie, und der Verdruß über ihre mißlungenen Anschläge brachte sie so weit, daß sie am 20. Januar 1762 mit allen ihren weiteren An-schlägen und Entwürfen zu Grabe ging, nachdem sie sich das letzte Jahr ihres Lebens hindurch so

recht heilig und müde gesündigt hatte. Sie hat mich durchaus nicht sprechen wollen; daher ich ihre Krankheit nicht eher als etliche Stunden nach ihrem Tode erfahren. Sie lag auch nur neun Tage, und, wie mir gesagt, sind ihre letzten Worte gewesen, die sie zu ihrer Tochter gesagt, als diese geweint: „Du bist ein Narr, hieran war ich noch nicht tod bliewen!“ worauf sie in wenigen Minuten den Geist aufgegeben. Das war ihr Ende.

(Schluß folgt.)

Um Mühlenbach aufwärts . . .

Nach Tagen schneewolken-verhangenen grauen Himmels lacht plötzlich einmal wieder die liebe gol-dene Sonne auf ihrem kurzen Tageslauf vom blaß-blauen Winterhimmel und versprüht auf der weiten, weißen Schneedecke, die zwischen der Publiker Chaussee und dem Mühlenbach friedlich hingebreitet liegt, ein verschwenderisches Diamantengeflimmer.

Nicht nur sprühende Schneekristalle hat solch heiter-sonniger Wintertag, auch Farben, bunt — wie die Palette eines Malers, Gart und behutsam sind sie auf den reinen weißen Schneegrund hingepinselt in reizvoller Abwechslung. Nicht die flammende Buntheit eines Herbsttages ist es, eher die feine zer-brechliche Schönheit zart bemalten Weißener Por-zellans.

In tiefblaues Licht ist die weiße glatte Fläche der Eisbahn an der Taubstümmen-Anstalt getaucht, wäh-rend der Kegel des Priesterborns in schneeiger Weiße auf sie herniederseht. Schwarz ist das Wasser des Mühlenbachs hier, von den Schlagschatten der gegen-überliegenden Häuser, über die die Nachmittags-sonne des kurzen Wintertages nicht mehr hinübersehen kann. Dunkel, wie müde alte Weiblein hoch die Weiden am Mühlenbach. Aber draußen, hinter dem alten Judenfriedhof, da gleißt und glüht die Sonne auf dem Schnee und kein Mietshaus verwehrt es ihr. Goldig glänzt das verschlungene Band des Mühlen-bachs und der Hügel vor dem Wasserwerk, über den noch grade der stumpfe Gollenturm guckt, glüht rosig. Ein einsamer Rabe stolziert schwarz und schweigend mit nickendem Kopf auf ihm umher und bäugelt das grünbedachte, rote Maffiv des neuen Kesselhauses des Wasserwerks. —

Weiß und weit dehnt sich das Feld, leuchtet hell-blau; rosig, violett, golden, in ewig wechselndem Far-benspiel. Links steht die weißverschneite Wälder-wand des Gollens, hält das neue Tubertulosenheim wie ein weißes, fernes Märchenschloß schützend um-fangen. Krumm und in immer neuem Farbenspiel erglänzend, schlängelt sich der Mühlenbach weiter aufwärts. Einzelne Gehöfte, Wachholdersträucher in weißen Mänteln, unter denen Feldhasen gelegent-lich Schutz suchen. Die Tannenallee von Bonin steht ferne gegen den blauen Winterhimmel wie eine Pro-zeßion erster Mönche in schwarzen, weiten Kutten von gleichem Schnitt. —

Weiter geht es dem mutwilligen Lauf des Mühlen-bachs nach. Im Sommer ist wohl manche Stelle weich und morastig und nicht passierbar, aber jetzt in Frost und Schnee muß er es sich schon gefallen lassen, daß man all seine eigenwilligen Seitensprünge mitmacht.

Jetzt weitet sich der Bach zu einem „Koll“, Erlen stehen wie weißbereifte Besensträucher, eine Brücke spannt sich über den dunklen Mühlenbach und da-hinter liegt die Obermühle. Breit und behäbig hin-gelagert wie einst, da ihr Wasserrad sich noch eifrig drehte, das zwar noch heute vorhanden, aber schon längst verstimmt ist. Ein idyllisches Plätzchen ist es, im Sommer sowohl wie jetzt im Winter. Rechts liegt der tannenumhegte Kretzminner Kirchhof, hoch-gelegen und freundlich, trotz seiner traurig-ersten Bestimmung. Ein aufgeschütteter runder Platz, sockel-artig, soll einst in uralten Zeiten ein Schloß getra-gen haben. Vielleicht war es ein altes Wendenschloß, die Lage nahe an Wald und Wasser (Gollen und Lüptowsee) lassen es wahrscheinlich erscheinen. —

Jetzt strebt der Mühlenbach durch tiefverschneite Wiesenmulden, zwischen Acker und Sumpf daher, aus dem schilfumwachsenen Lüptowsee. Verschunden ist die Sonne, blaue Dämmerung hält die weiße Winter-welt schon leise umfangen und macht der reizvollen Wanderung am Mühlenbach aufwärts ein Ende. Der Abendstern steht golden tief über dem Gollen und mahnt zur Heimkehr. Ade — Gollen — Lüptowsee — Mühlenbach, wenn die Tage länger sind, folge ich dir weiter . . .
Eva Wisser.

Kreuz ist Trumpf.

Pastor Brindmann war ein sehr tüchtiger Kan-zelredner und vortrefflicher Geistlicher, der nicht bloß die Wahrheit liebte, sondern sich auch zu ihr be-lannte. Er war lange Zeit Divisionsprediger gewesen und hatte nun in der Nähe seiner Garnison auf einem Dorfe eine Pfarrstelle erhalten. Von dort aus be-suchte er öfter seine Kameraden in der Stadt. Bei einer Feier machten einige Offiziere in der Wein-laufe ihm den Vorschlag, sie wollten ihm einmal den Text zu seiner nächsten Sonntagspredigt vorschreiben; er dürfe aber den verschlossenen Brief erst auf der Kanzel öffnen. Brindmann ging darauf ein. Am nächsten Sonntag begab sich eine stattliche Zahl von Offizieren zur kleinen Dorfkirche. Der Pastor be-stieg die Kanzel, las den Sonntagstext vor und öffnete dabei den Brief. In diesem standen nur die Worte: „Kreuz ist Trumpf!“ Dann begann er: „Kreuz ist Trumpf, so sagen die bösen Buben, wenn sie hinter dem Kartentisch sitzen, saufen und schlem-men.“ Darauf schilderte er in düsteren Farben die bösen Folgen des Kartenspiels und des Trunkes und zeigte, wie Spieler und Trinker Leib und Seele schädigen, sich um Hab und Gut, Ansehen und Ehre bringen und endlich als verarmte, verdorbene und verkommene Menschen enden. Beschämt sahen die Bauern zur Erde, und den anwesenden Offizieren verging Scherz und Lachen.

Als die Kirche aus war und die Leute nach Hause gingen, stieß ein Bauer seinen Nachbar an und sagte: „Du, ist späl nich mehr Korte. Min' Wifsch heit mit hilt Worge all düchtig uschimpt, awer gägen dat, wat ois Preister hilt seggt hett, was dat doch goar nisch. It weit bloß nich, wer em dat seggt hett, dat wi dei ganz Nacht Korte spält hewwen.“

Am andern Tage erzählten die Offiziere ihrem Obersten ihr Erlebnis. Der lachte und sagte: „Ich kenne meinen alten Kameraden. Es war gut, meine Herren, daß er Ihnen einmal gründlich den Kopf gewaschen. Und nun beherzigen Sie auch, was er ge-sagt hat!“

Die Geschichte wurde mir von Herrn Lehrer As-mus, jetzt in Kolberg, mitgeteilt. In einer ganz kurzen Form findet sie sich schon in unsere Sagen und Erzählungen aus dem Kreise Kolberg-Rölin (1898), S. 73. Der Pastor Brindmann soll in Belgard gelebt haben.

D. Anzop.

Kleine Mitteilungen

Der „zahme“ Bussard.

Auf der Rückkehr von seinem Reviergange sah unser guter, braver Gollenbergförster vor einiger Zeit in der Nähe der „Reschenlaube“ einen größe-ren Vogel auf dem Waldweg liegen, den er als den bekannten Mäusebussard ansprach. Aber die-ser war beileibe nicht etwa tot, sondern lag „nur gefesselt“ da. Seine „Fänge“, wie man die Füße des Raubvogels nennt, waren mit Bindfaden zusam-mengebunden. Allem Anschein nach ist der bis-herige „Bestor“ des Tieres überdrüssig geworden, konnte ihn i Folge seiner Gefräßigkeit vielleicht auch nicht mehr ernähren oder sonstwie seiner „Unterhalts-pflicht“ als Tierfreund nachkommen, so daß er be-schloß, den armen „Mauser“, der vermutlich noch nicht tüchtig fliegen konnte, auszusetzen. Und der gute Mann tat dies heimlich und still an einer Stelle, wo er genau wußte, daß hier der alte Grünrod seinen täglichen Weg aus einem Teil des Reviers nahm. Und bei wem konnte ein zahmer Raubvogel wohl auch besser aufgehoben sein, als bei dem Hüter von Wald und Wild? Der treue Grünrod übergab den „Findling“, nachdem er seiner Fesseln entledigt war und sich kurze Zeit im gastlichen Forsthaus aufgehal-ten hatte, dienstbesessenen einem seiner Forstle-hlinge zwecks Wartung und Pflege. Unser Mausler ließ sich sogar streicheln und gedieh auf dem Ge-flügelhof bei allerlei guter Nahrung ganz vorzüglich. Als er dann eines Tages bei immer reger werden-dem Appetit 20 ihm gereichte Frösche hintereinander verzehrte und dabei noch nicht gesättigt war, schwang sich der Raubvogel plötzlich majestätisch in die Lüfte, um noch anderswo mehr „Fraj“ zu suchen. Sein Pflegevater aber stand verblüfft da und dachte bei sich: „Ja, Unbalt ist der Welt Lohn.“ Noch einmal ließ sich der „Ausreißer“ sehen, äugte vom Zaun aus auf seine Wirtsleute und verschwand dann auf Nimmerwiedersehen.
E. Senstl-Rölin.